

Rezensionen

Hermann Spielhofer

Iseli, C. / Keil, W. W. / Korbei, L. / Nemeskeri, N. / Rasch-Oswald, S. / Schmid, P. F. / Wacker, P. G. (Hg.) (2002), *Identität – Begegnung – Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende*

GwG-Verlag, Köln, ISBN 3-926842-35-0, 540 Seiten, € 35,90

Anlässlich der Jubiläen mehrerer deutschsprachiger person- bzw. klientenzentrierter Vereinigungen ist im Februar 2000 von APG, GwG, ÖGwG und SGGT ein gemeinsames Symposium veranstaltet worden mit dem programmatischen Titel *Identität, Begegnung, Kooperation*. Die Beiträge dieses Symposiums sind nun im vorliegenden gleichnamigen Buch veröffentlicht, das im Auftrag der Veranstalter herausgegeben worden ist. Nun erwartet man von derartigen Jubiläumsfeiern vor allem Festreden sowie positive Selbstdarstellungen und optimistische Ausblicke. Diesmal gab es im Rahmen des Symposiums jedoch durchaus innovative und auch kritische Beiträge zu grundlegenden Themen und die Artikel bieten schon wegen der übergreifenden Mitarbeit der Vereinigungen der drei deutschsprachigen Länder einen guten Einblick in den derzeitigen Stand der Entwicklung unseres Ansatzes sowie in die unterschiedlichen Orientierungen und Perspektiven; auch wenn nicht die gesamte Elite der deutschsprachigen Autoren vertreten war – nicht zuletzt aufgrund konkurrierender Fraktionen und Gruppierungen (was ebenfalls die komplexe und unübersichtliche aber auch dynamische Situation der Person-/Klientenzentrierten Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende widerspiegelt).

Bei der Rezension von so umfangreichen Sammelbänden wie im vorliegenden Fall mit mehr als fünfhundert Seiten und nahezu dreißig Beiträgen ergibt sich das Problem, dass es nicht möglich ist, alle Arbeiten gebührend zu berücksichtigen. Ich kann daher nur einige, mir im Hinblick auf den gegenwärtigen Diskurs der Personzentrierten Psychotherapie wesentlich erscheinende Artikel und Aspekte herausgreifen und persönlich dazu Stellung nehmen. Die Beiträge in diesem Buch sind breit gestreut und beziehen sich sowohl auf die gesellschaftspolitische Herausforderung des Ansatzes wie auch auf die konzeptuelle Ebene und die verschiedenen Anwendungsbereiche. *Jobst Finke* betont in seinem einleitenden Artikel, *Wachstum, Begegnung, Inkongruenz*, dass die Identität einer Methode vor allem durch die Störungslehre und Therapietheorie bestimmt wird,

wobei er in der Entwicklung der Therapietheorie bei Rogers drei unterschiedliche Phasen beschreibt, die auch zu unterschiedlichen Ausrichtungen der Klienten-/Personzentrierten Psychotherapie geführt haben. Außerdem spielt für die Störungslehre und Therapietheorie gerade in der Personzentrierten Psychotherapie das Menschenbild eine zentrale Rolle. Finke stellt in diesem Zusammenhang die grundlegende Frage, die meist ausgeklammert bleibt, da sie doch eine zentrale Grundannahme in Frage bzw. zur Diskussion stellt, nämlich, was Rogers nun eigentlich unter der „Natur“ (des Menschen) versteht, nachdem hier sowohl humanistische Ansätze wie auch naturwissenschaftliche Begriffe einfließen. Die Annahmen von „organismischer Erfahrung“ und der „Weisheit der Natur“ sind für ihn Hinweise, dass Rogers insbesondere in seinem Spätwerk Natur als Teil eines schöpferischen Kosmos betrachtet und damit die seit Descartes bestehende Trennung von materieller und geistiger Welt aufzuheben versucht. Finke kritisiert die romantisierenden Tendenzen nach einer „neuen Unmittelbarkeit, d. h. nach einem unverfälschten Verhältnis zur Natur“, die zum Teil die Attraktivität der klientenzentrierten Therapie auszumachen scheint und verweist darauf, dass Autonomie und Individualität nicht naturwüchsig vorgegeben, sondern Ergebnis einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung und daher kulturell vermittelt sind.

Im zweiten Teil des Buches werden Positionen des Personzentrierten Ansatzes im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs dargestellt, wie die Begriffe von Gesundheit und Krankheit oder Konzepte über Geschlechterrollen. *Jürgen Kriz* greift in seinem Artikel die Frage auf: *Was kann ‚personzentriert‘ am Beginn des 21. Jahrhunderts bedeuten?* Dabei geht es ihm vor allem um die Erhaltung der zentralen Anliegen der Personzentrierten Psychotherapie mit ihren humanistischen Werten innerhalb der gesellschaftspolitischen und ideologischen Strömungen mit deren Primat der Rentabilität und Effektivität. Ein bzw. *das* zentrale Anliegen ist für Kriz die Aktualisierungstendenz, „die spezifische, dem Leben inhärente Form der

allgemeineren ‚formativen Tendenz‘ und er betont die Notwendigkeit, „die natürlichen Entfaltungs- und Wachstumsprozesse des Menschen durch Bereitstellen adäquater ‚Umgebungsbedingungen‘ [...] zu fördern“. Damit weist sich Kriz als Vertreter der Wachstums-konzeption aus, die Rogers zu Beginn entwickelt hat und auf die er später nochmals zurück kommt. Dieses Konzept wurde bereits wegen der einseitigen biologistisch-naturwissenschaftlichen Begriffe kritisiert, die schwer mit dem humanistischen Ansatz und dessen Forderung nach Autonomie, Identität und Selbstbestimmung vereinbar sind, wie dies auch Finke betont. Kriz versucht vielmehr dieses Konzept der Aktualisierungstendenz und des Wachstums durch eine „moderne, naturwissenschaftlich fundierte“ Theorie, nämlich durch die Systemtheorie wissenschaftlich zu begründen. Damit besteht allerdings die Gefahr, dass die ontologischen Fragestellungen nach der „Person“ oder dem „Organismus“ durch die Konstruktion von selbstreferenziellen Prozessen und Strukturen verloren geht oder auf Modalitäten des zirkulären Fragens reduziert wird - obwohl Kriz andererseits davor warnt, „die Vorstellung einer ‚Person‘ als eines relativ stabilen Bezugspunktes des Handelns aufzugeben“ und er hält *Person*, „die man tief im Inneren wirklich ist“ außerdem für ein weiteres unverzichtbares Konzept des personzentrierten Ansatzes. So fruchtbar der systemische Ansatz für die wissenschaftstheoretische Diskussion sein mag - und gerade Kriz hat dabei einen wesentlichen Anteil - so besteht andererseits bei der Anwendung auf das Menschenbild oder auf die Persönlichkeitstheorie die Gefahr, dem „biologistischen Selbstmissverständnis“ Rogers weiter Vorschub zu leisten.

Josef Pennauer gibt in seinem Beitrag, *Entwicklung von Gesundheit*, einen Überblick über Konzepte einer personzentrierten Störungs- bzw. Gesundheitslehre. Ausgehend vom „Gesundheits- und Krankheitsbegriff, wie er bei Rogers zu finden bzw. direkt von ihm ableitbar ist“ versucht er Übereinstimmungen und Verbindungen mit „neueren Beiträgen aus verschiedenen Fachrichtungen“ sowie den Paradigmen- oder umfassender, den *Syntagmawechsel* (v. Üexküll) im Bereich des Krankheitsverständnisses darzustellen. Abgesehen davon, dass man korrekterweise nicht von dem Gesundheits- oder Krankheitsbegriff Rogers' sprechen kann, gerät dieser Artikel beim Versuch einer möglichst umfassenden Begründung des *personzentrierten Begriffs von Krankheit und Gesundheit* (so der Untertitel) zu einer unsystematischen Aufzählung unterschiedlicher Theorien und Konzepte ohne die zugrundeliegenden Annahmen und die dabei ins Spiel kommenden Forschungsmethoden zu berücksichtigen, die zu unterschiedlichen Gegenstandsbestimmungen führen. So ist davon die Rede, dass die Beziehung des Individuums zum Selbst, die Selbst-Beziehung „durchaus auch körperlich-biologisch verstanden werden [kann]“. Diese Problematik der phänomenologischen Zugangsweise wird in der person-/klientenzentrierten Literatur meines Erachtens generell zu wenig berücksichtigt. So kommt es zu unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen und Menschenbildern, je nachdem, ob man die anatomischen Gegebenheiten oder

physiologischen Prozesse mit naturwissenschaftlichen Verfahren untersucht, ob man das Verhalten von Probanden in Lernexperimenten beobachtet und analysiert, oder ob man mittels empathischem Verstehen, d. h. im Rahmen eines phänomenologisch-hermeneutischen Erkenntnisverfahrens versucht, die emotionalen und kognitiven Konstrukte einer Person, ihre Selbstkonzepte zu erfassen. Diese unterschiedlichen Zugänge zum Menschen liegen auf unterschiedlichen ontologischen und epistemologischen Ebenen und es gibt bislang keine meta-theoretischen Konzepte, mit denen diese unserem abendländischen Denken inhärenten kategorialen Bestimmungen zu vermitteln oder im Sinne Hegels dialektisch *aufzuheben* wären. Gegenstand der Psychotherapie kann immer nur das Erleben des Klienten sein; biologische oder soziale Phänomene haben nur eine Bedeutung, soweit sie im Erleben des Betroffenen in der je eigenen subjektiven Weise repräsentiert sind.

Die Arbeiten von *Marietta Winkler* und *Peter F. Schmid* zur *Person als Frau und Mann* stellen eine Art Resümee aus einem Workshop beim Salzburger Symposium dar. Wie einleitend vorsichtig festgestellt wird, ist dieses Thema innerhalb unseres Ansatzes „nicht gerade überbelichtet“, hat doch Rogers stets geschlechtsneutral von der „Person“ oder dem „Individuum“ gesprochen und damit eher das Gemeinsame betont. Inzwischen können wir, wie die Autoren feststellen, nicht mehr hinter die Diskussion der Frauenbewegung und die entsprechenden sozio-ökonomischen Untersuchungen zurückgehen und die unterschiedlichen Rollenbilder von Frau und Mann sowie ihre ungleichen Sozialisations- und Lebensbedingungen in einer nach wie vor patriarchalischen Gesellschaft ignorieren. Inzwischen sind Arbeiten zu diesem Thema eines „Zwei-Geschlechter-/Ein-Werte-Systems“ im Person-/Klientenzentrierten Ansatz nach wie vor spärlich und insofern ist es vor allem Winkler zu danken, dass sie sich in ihrer Arbeit konsequent mit dieser Problematik auseinandersetzt, auch wenn sie damit auf geteilte Zustimmung stößt, wie sie feststellt.

Im dritten Teil des Buches werden *Entwicklungen innerhalb der personzentrierten Konzepte* dargestellt. Die Schweizer Autoren, *Rainer Bürki* und *Ruth Hobi* gehen in ihrem Artikel, *Kein Apfel fällt von selbst vom Baum*, davon aus, dass der Personzentrierte Ansatz in seiner Grundidee eine systemische Konzeption darstellt, die im Unterschied zum person- bzw. individuum-zentrierten Aspekt nicht im gleichen Maß weiter verfolgt worden ist. Sie versuchen nun diese systemische Komponente weiter zu entwickeln und stellen vor allem am Konzept der Aktualisierungstendenz, dem Inkongruenzmodell und den Veränderungsprozessen dar, wie sie eine *systemzentrierte Gesprächspsychotherapie* auf der konzeptuellen Ebene verstehen. Wie bereits zum Beitrag von Kriz dargestellt, können naturwissenschaftlich fundierte Theorien, wie die Systemtheorie bei der Darstellung und Begründung biologischer Konzepte nützlich sein, ebenso bei wissenschaftsmethodischen Überlegungen mit ihren Begriffen von Emergenz und Entropie. Für die Persönlichkeitstheorie oder die Störungslehre, wo es neben den Prozessen und Strukturen

auch um Inhalte geht, stellt sich für mich jedoch die Frage, wie anhand anonym miteinander kommunizierender Systeme das autonome, selbstbestimmte Individuum dargestellt oder wie anhand „struktureller Koppelungen“ empathisches Verstehen begründet werden kann.

Von Klaus Heinerth kommt ein interessanter Beitrag, in dem er zwischen *versperrter* oder abgewehrter und *verzerrter Symbolisierung* bei der Entwicklung des Selbstkonzepts unterscheidet und daraus ein differentielles Verständnis von Persönlichkeitsstörungen und neurotischen Störungen ableitet. Er veranschaulicht dabei das Selbst anhand der Metapher eines Hauses mit unterschiedlichen Räumen, die verschiedenen Erfahrungsbereichen, wie Bindungs- oder Aggressionserfahrungen, entsprechen. Fehlt in der frühen Phase der Selbstentwicklung ein Gegenüber, welches das Erleben des Kindes empathisch begleitet und beantwortet, so kann dieses Erleben nicht in das Selbstkonzept aufgenommen werden, diese (Erfahrungs-)Räume sind unzugänglich, versperrt. „Ohne Interpretation von Signalen entsteht keine Information, also kein Wissen und damit auch kein Selbstkonzept“. Dies entspricht nach Heinerth den Persönlichkeitsstörungen, wo bestimmte Bereiche abgespalten werden; es bildet sich ein fragmentiertes Selbst und ein mangelndes Identitätsgefühl. Wenn allerdings bestimmte Erfahrungsbereiche benannt wurden und damit im Selbst repräsentiert sind, aber nicht positiv von der Umwelt bewertet wurden, so können diese Räume zwar bewohnt, aber nicht entsprechend den eigenen Wünschen eingerichtet werden; das Kind beugt sich dabei den Bewertungsbedingungen der Anderen; es kommt zur verzerrten Symbolisierung. Dabei entstehen eine Diskrepanz zwischen Selbst- und Idealbild und ein mangelndes Selbstwertgefühl sowie Anpassungsstörungen. Aus dieser Unterscheidung leitet Heinerth auch entsprechende Formen des Umgangs damit ab; so geht es bei der Persönlichkeitsstörung vor allem darum, durch Empathie und Ansprechen von Gefühlen (etwa im Sinne einer Prätherapie) die nicht erlebten Bereiche bzw. die verschlossenen Räume zugänglich zu machen. Bei den neurotischen Störungen muss es vielmehr darum gehen, durch unbedingte Wertschätzung für das Erleben des Klienten die Selbstanerkennung und die eigene Wertschätzung zu fördern. Dieser Artikel stellt für mich einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Entwicklung der Selbststruktur sowie der daraus resultierenden Störungen dar. Hier wird auch die Bedeutung der Sprache einer Gemeinschaft für die Inhalte und Strukturen des Selbst dargestellt; je nachdem welche Erfahrungsbereiche kommuniziert werden und welche ausgeschlossen, *exkommuniziert* sind. Er verweist dabei auf Wittgenstein, wenn er betont: „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“.

Wolfgang W. Keil bezieht sich in seiner Arbeit, zum Stellenwert der *Methoden und Techniken in der Klientenzentrierten Therapie* auf die Kontroversen zu diesem Thema und versucht einen Überblick über die „Spannbreite und damit die Unterschiedlichkeit im Verständnis von Methoden in der Psychotherapie“ zu erörtern. Es

ist Keil jedenfalls zuzustimmen (und darüber dürfte es wohl keine Diskussion geben), dass „der Erwerb einer grundsätzlichen methodischen Kompetenz bzw. eines grundlegenden therapeutischen Handwerkszeugs“ Voraussetzung für professionelles therapeutisches Handeln ist. Für ihn geht es in der Therapie vor allem darum, den therapeutischen Kontakt so zu intensivieren, dass die für die Veränderung nötige Tiefe des Erlebens erreicht und gehalten wird. Für Keil kann dies am besten durch das Arbeiten am Experiencing-Prozess erreicht werden. Allerdings bleibt offen, was unter der „für die Veränderung nötigen Tiefe des Erlebens“ zu verstehen ist und weshalb sie durch die Orientierung am Erlebensprozess eher zu erreichen ist als durch die Realisierung eines förderlichen Beziehungsangebots im Sinne der notwendigen und hinreichenden Bedingungen Rogers' (obwohl Keil andererseits in „radikaler Weise“ eine „personale therapeutische Beziehung“ fordert). Die Diskussion darüber, inwieweit das experienzielle Verfahren von Eugen Gendlin noch als personenzentriert gelten kann ist jedenfalls noch offen und sie ist vor allem unter Bezugnahme auf die anthropologischen und ethischen Grundlagen zu führen und nicht nur auf der Ebene der persönlichen Einschätzungen oder ideologischer Standpunkte. Ohne Rückbindung an diese Grundsätze verkommt Psychotherapie zwangsläufig zur bloßen Technik und verliert ihren emanzipatorischen und aufklärerischen Anspruch.

Peter F. Schmid stellt in seinem Beitrag die grundsätzliche Frage: *Was ist personenzentriert?* Es geht dabei um *Identität, Integrität, Integration und Abgrenzung* des personenzentrierten Ansatzes, um die Bestimmung der Kriterien und Voraussetzungen für die Zugehörigkeit. Er tritt für Profil und Identität ein sowie gegen Beliebigkeit, aber auch für den Dialog mit den anderen Positionen, um die Unterschiede zu klären und nicht zu verwischen. Für Schmid ist die Grundsatzentscheidung für Psychotherapie insgesamt sowie insbesondere für diesen Ansatz vor allem eine ethische Frage; eine Frage des sich in Anspruch nehmen lassen und der Ver-Antwort-ung. Dabei ist die systematische Erfahrung und Reflexion therapeutischen Handelns entscheidend, um verantwortungsvoll auf das Angesprochen-werden antworten zu können. Er geht davon aus, dass die von Rogers formulierten Bedingungen für eine Persönlichkeitsveränderung nicht nur *notwendig* sondern auch *hinreichend* sind, d. h. keiner Ergänzung bedürfen und er bezieht dabei eine Gegenposition zu Keil: „Die grundlegenden Positionen von Rogers sind weder überholt noch von anderen Ansätzen her ergänzungsbedürftig; sie sind in ihrer Radikalität, ihrem tiefen Humanismus und ihrem kritischen Potential noch nicht einmal eingeholt und ausgeleuchtet“. Schmid gibt eine Standortbestimmung des personenzentrierten Ansatzes bezogen auf die wesentlichen Bereiche wie Ethik, Anthropologie, Persönlichkeits- und Therapietheorie usw. Diese fundamentalen philosophischen Annahmen und Forderungen bedürfen allerdings der Vermittlung mit empirisch psychologischen Konzepten, um sie für die Störungslehre und für die Therapietheorie fruchtbar zu machen und sind nicht einfach eins zu eins übertragbar.

Im vierten Teil des Buches wird das Thema, *Personzentriert-Sein*, angesprochen, die *Präsenz* und das *Gegenwärtig-sein* in der therapeutischen Beziehung. Den Autorinnen, *Sylvia Gaul* und *Brigitte Macke-Bruck*, geht es in ihrem Beitrag, *Gedanken zum Anspruch „gegenwärtig zu sein“* um das Selbstverständnis als Therapeut/in angesichts der vielfältigen Anforderungen und unterschiedlichen theoretischen Konzepte. Wesentlich dabei ist für die Autorinnen auch der Umgang mit dem Spannungsverhältnis von Anteilnahme, Identifikation sowie eigener Verletzlichkeit und Hilflosigkeit auf der einen Seite und Klarheit des eigenen Selbstverständnisses sowie Professionalität auf der anderen Seite. *Elfriede M. Ederer* und *Hiltrud J. Gruber* beschreiben in ihrem Artikel, *Therapeutische Präsenz und ihre prozessuale Entfaltung im dynamischen Beziehungsfeld*, ihr Modell der wirksamen Determinanten, die den Therapeutenhaltungen zugrunde liegen und das sie am Symposium im Rahmen eines Workshops vorgestellt hatten. Diese Wirkmechanismen sind für sie die *Präsenz* oder das *Gegenwärtig-sein* des Therapeuten und das gemeinsam geschaffene *dynamische Beziehungsfeld*. Dabei wird durch dieses Beziehungsfeld als Resonanzraum die *Präsenz* gefördert und vertieft und so ein gemeinsamer Entwicklungsprozess ermöglicht, der durch einen Fokussierungsvorgang hin zu einem überpersönlichen Feld, in einen spirituellen Raum hinein erweitert werden kann. Dieses Modell bewegt sich allerdings zum Teil auf einer sehr spekulativen Ebene, abseits von therapietheoretischen und methodischen Begründungen, insbesondere wenn, mit Bezugnahme auf den späten Rogers, von „formativer Kraft“ oder „transzendenten“ Beziehungserfahrungen gesprochen wird. *Michael Gutberlet* berichtet in dem Beitrag *On Becoming Congruent* von einem Workshop, in dem es um das Kongruenter-Werden des Therapeuten oder Beraters als Person ging, dem wesentlichsten „Werkzeug“ der Personzentrierten Psychotherapie. Er betont in seinem Beitrag, dass es sich bei der Kongruenz um eine *Erfahrung im Hier und Jetzt* handelt und nicht um eine Eigenschaft oder Fähigkeit, die man besitzt; man muss sich ständig neu darum bemühen, offen zu sein für das eigene Erleben. Gutberlet dürfte allerdings die Bedeutung der Theorie unterschätzen, wenn er das Kongruenter-werden des Therapeuten als die bestmögliche Art ansieht, in differenzierter Weise auf den Klienten einzugehen oder wenn sich *Verstehen* allein aus dessen inneren Bezugsrahmen vollzieht. Unsere Erfahrung ist nicht voraussetzungslos, sondern wird bestimmt durch unsere Geschichte und unsere berufliche Sozialisation und unsere Konzepte, ohne die wir überhaupt nichts erkennen und einordnen könnten. Jede Erfahrung ist bereits eine Interpretation und es geht darum, die zum Teil impliziten, theoretischen und weltanschaulich geprägten Konzepte zu reflektieren. Wie Finke an anderer Stelle betont, geht es um die Frage, woraufhin der Klient verstanden werden soll und in welchen Zusammenhang der Sinn des zunächst noch Unverstandenen gesucht werden soll.

Im fünften und sechsten Teil des Buches werden *Bereiche klientenzentrierter therapeutischer Praxis* und *personzentrierter Beratung*

beschrieben. *Ute Binder* erörtert Empathie bei der Behandlung von Menschen mit schweren psychischen Störungen, bei denen es sich primär um Störungen im emotionalen Bereich handelt, die das Verstehen und Sich-verständlich-machen in Beziehungen betreffen. Sie differenziert dabei zwischen „Empathie“ und „kognitiver sozialer Perspektivenübernahme“ und betont, dass es sich bei Empathie um ein „*prosoziales*, emotional-affektives Wahrnehmungs- und Bewertungssystem“ handelt, womit auch ein ethischer Anspruch eingefordert wird. *Elisabeth Zinschitz* beschäftigt sich in ihrem Artikel mit Empathie in der psychotherapeutischen Arbeit mit geistig behinderten Menschen. Aufgrund der unterschiedlichen und vielfach eingeschränkten Erfahrungsmöglichkeiten spielt das Wissen über die Bedeutung der jeweiligen Behinderung für Entwicklung der Persönlichkeit und insbesondere des Selbstkonzepts für das empathische Verstehen eine wesentliche Rolle.

Gert-W. Speierer stellt in seinem Beitrag eine Untersuchung zum Erleben von Klienten bei Behandlungsbeginn vor, wobei anhand von standardisierten Fragebögen die Erlebnisintensität in vier Bereichen sowie inhaltliche Schwerpunkte erhoben wurden. Derartige empirisch-statistische Erhebungen können gewisse Hinweise bringen und sind vor allem zur Legitimation gegenüber staatlichen Behörden und Krankenkassen wichtig, können aber wenig zur Theoriebildung beitragen. Daten, die aufgrund standardisierter Items oder Tests erhoben werden, können nicht unmittelbar zur Überprüfung von Theorien herangezogen werden, da sie durch bestimmte nomothetisch empirische Modelle generiert werden, d. h. ihren Sinn bekommen und es ist vor allem nicht möglich mit reduktionistischen, quantitativ-empirischen Konzepten die komplexen Prozesse in der Therapie auch nur annähernd zu beschreiben. Wenn nun Speierer behauptet, dass mit solchen Ergebnissen über das Erleben der Klienten nicht nur die Überprüfung der personzentrierten Theorie der Persönlichkeit und der Psychotherapie „steht und fällt“, sondern dass sie auch über Erfolg und Misserfolg der therapeutischen Praxis entscheiden, so muss hier ein verkürztes positivistisches Wissenschaftsverständnis und das Ausblenden der wissenschaftstheoretischen Diskussionen der letzten Jahre und Jahrzehnte unterstellt werden.

Harald Doppelhofer und *Lore Korbei* behandeln in ihren Beiträgen die Einbeziehung von körperlichen Interventionen in der Person-/Klientenzentrierten Therapie. Sie betonen die Notwendigkeit, den Menschen als Einheit zu sehen und die Polarisierung in Körper und Geist zu überwinden; obwohl sie andererseits feststellen, dass der Ansatz von Rogers ohnehin eine ganzheitliche Sichtweise impliziert und „in der Psychotherapie“, so Doppelhofer, „ist der Körper immer schon miteinbezogen“. So ist im Selbstkonzept stets und vor allem der Körper (als *Leib*, der wir sind), repräsentiert, über den wir uns selbst und die Umwelt erleben. Insofern ist Psychotherapie immer auch Körpertherapie, was insbesondere bei der Behandlung von *psycho-somatischen* Störungen deutlich wird. Es ist daher schwer nachzuvollziehen, wenn Doppelhofer andererseits

betont, dass ich mich erst „mit der Einbeziehung des Körpers in die praktische Arbeit [...] an die ganze Person [richte]“. Was nun die „körperlichen“ Techniken betrifft, so stellen sie für mich sehr aktive und zwangsläufig manipulative Interventionsformen dar, die über den phänomenologisch-hermeneutischen Zugang zum Verständnis des Klienten hinausgehen und die nicht immer kalkulierbare und gravierende affektive Reaktionen auslösen können. Daher ist es nicht nur notwendig mit einer „erhöhten Sensibilität“ vorzugehen, wie Korbei schreibt, sondern es erscheint mir sowohl aus fachlichen wie ethischen Gründen eine fundierte methodische Reflexion erforderlich und zwar auf der Basis von Konzepten, aus denen abgeleitet werden kann, welche Interventionstechniken ich wann einsetze, mit welchem Ziel und was sie vor allem für den Prozess und die therapeutische Beziehung bedeuten. Da es solche Konzepte erst in Ansätzen gibt, halte ich es für notwendig, die Diskussion auch in diesem Bereich, wie auch bezüglich anderer Formen von „ergänzenden Techniken“ weiterzuführen und es sollte deren Einsatz nicht allein der Intuition oder der Befindlichkeit des Therapeuten überlassen bleiben – so wichtig sie dabei sein können.

Auch in dieser Publikation der Symposiumsbeiträge von Salzburg kommen die unterschiedlichen Strömungen und Orientierungen innerhalb unseres Ansatzes zum Ausdruck sowie die Problematik der Integration bzw. Abgrenzung – oder, wie es im Titel heißt der „Identität, Begegnung, Kooperation“ – die sich u. a. auch in der Diskussion um einen gemeinsamen Namen manifestiert. Meist wird als Kriterium für die Zugehörigkeit zur Person-/Klientenzentrierten Psychotherapie die Übereinstimmung von Konzepten praktischer Arbeit mit dem Menschenbild und den ethischen Grundsätzen gefordert. Allerdings ist Rogers selbst dabei ein unzuverlässiger Zeuge, da er seine Begriffe und Konzepte immer wieder modifiziert und

ihnen unterschiedliche Bedeutungen unterlegt hat; er kann daher nicht einfach „beim Wort genommen“ werden, ohne den jeweiligen Kontext zu berücksichtigen. Zum Teil beruhen die Missverständnisse auch darauf, dass ethische oder philosophisch-anthropologische Grundannahmen, wie etwa die Aktualisierungstendenz, als wesentliches Bestimmungsstück unseres Menschenbildes, unmittelbar auf den Bereich psychologischer Konzepte, wie der Persönlichkeitstheorie oder der Krankheitslehre übertragen werden. Geht es in der Anthropologie um Grundsätze oder „basic beliefs“, die postuliert werden als gemeinsame Grundorientierung, so sind psychologische Konzepte einerseits aus diesen Grundannahmen abzuleiten, sie haben sich aber andererseits auch im Rahmen empirischer Befunde der Psychologie und anderer benachbarter Wissenschaften zu bewähren. Eine Aktualisierungstendenz, die die im Organismus angelegte Potentiale, gleichsam als das „wahre“ oder „organismische Selbst“ verwirklichen soll, kann heute im Rahmen der Entwicklungstheorie nicht mehr unabhängig von den geschichtlichen Erfahrungen des Individuums, gleichsam ahistorisch bestimmt werden. Um die Diskussion über Identität und Integration von neuen Strömungen unseres Ansatzes auf eine andere Basis zu stellen, ist es meines Erachtens notwendig, neben den epistemologischen Fragen die anthropologischen Grundannahmen und insbesondere die Ableitungs- und Implikationsregeln bei der Entwicklung der psychologischen Konzepte zu diskutieren und weiterzuentwickeln. Es ist daher zu hoffen, dass die Ansätze, wie sie u. a. in der vorliegenden Publikation zur Darstellung kommen, weiterverfolgt werden und dies auch bei der Diskussion der theoretischen Konzepte zu Begegnung und Kooperation führt, was bisher vielfach zu kurz gekommen ist. Es gibt heute keine einheitliche Personzentrierte Psychotherapie, aber es sollte, in Anlehnung an eine Formulierung von Habermas über die Philosophie, einen personzentrierten Diskurs der Moderne geben.